

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 226 — Bromberg, den 2. Oktober — 1935

Tresor 226.

Kriminalroman von Richard Marsh.

(3. Fortsetzung.) ——

Die nächsten Tage brachten eine weitere Annäherung zwischen dem neuen Mieter und der Tochter des Hauses in Dulverton Road 25. Er hatte Muße, und sie war nur einen Teil des Tages von ihren Hausarbeiten in Anspruch genommen. Nichts war daher natürlicher, als daß die beiden manche Stunde zusammenverbrachten, besonders als sich herausstellte, daß ihr Geschmack sich in vielen Punkten berührte. Er ruderte gerne, und sie hatte eine Vorliebe dafür, gerudert zu werden. Da die Themse in Putney ein Paradies für Wassersportler ist, ergab sich das übrige von selbst. —

„Mr. Smithers" besuchte die Nationalbank am Strand erheblich später, als die leitenden Angestellten dieses Instituts von ihm erwartet hatten. Sein Besuch gestaltete sich für diese zu einer ungemütlichen Viertelstunde. Als Bruce dem Manager, Mr. Barnett, in dessen Zimmer gegenübersaß, sagte sich dieser: „Wenn Ludlow mir erklärt hätte, der Mann sei ein verkappter Graf oder Marquis — sicher stammt er aus solchen Kreisen — so würde ich gewußt haben, woran ich bin. Aber Ludlow ist trotz seiner Klugheit blind wie eine Nachteule." Laut fügte er hinzu:

„Hoffentlich hat dieser Besuch Ihnen keine Ungelegenheiten bereitet?"

„Nicht im mindesten. Ich kam zufällig vorbei und dachte mir, ich würde die Gelegenheit wahrnehmen."

„Was Ihr Konto betrifft —"

„Meine Konten", verbesserte der Besucher.

„Also, was Ihre Konten betrifft, so möchte ich bemerken, daß der ganze Hergang der Sache, von unserem Standpunkt aus, versteht sich, recht eigenartig war. Die Eröffnung geschah brieflich, und das ist an und für sich schon etwas, das nicht alle Tage vorkommt. Wir erhielten keinen Besuch, keine Referenzen —"

„Bevor Sie fortfahren, Mr. Barnett, möchte ich bemerken, daß ich ein Mann von Eigenarten bin." Mr. Barnett hatte das bereits geahnt, und es wurde ihm vollends klar, als er etwas in den Augen des anderen bemerkte, das den Eindruck einer Messerschneide machte. „Eine meiner Eigenarten", fuhr der Besucher fort, „ist es, daß ich mit meinem Gelde mache, was mir beliebt. Wenn ich es jahrelang nicht angreife, so sehe ich nicht ein, was die Bank das angeht."

„Der Bank kann es nur angenehm sein, Sir; wir mußten jedoch Ihre Konten gegen unbefugten Zugriff schützen."

„Das werde ich, wenn Sie gestatten, selbst besorgen. Ich bin sehr wohl imstande dazu." Der harte, metallische Klang dieser Worte erfüllte den Zuhörer mit Unruhe. „Von meinen fünftausend Pfund sind Zinsen aufgelaufen. Ich ersuche Sie, diese Zinsen auf mein laufendes Konto zu übertragen und mir darüber Abrechnung zu erteilen."

„Das kann sofort geschehen, wenn Sie wünschen."

„Danke, ich ziehe eine briefliche Mitteilung vor. Und dann bitte ich Sie, mir künftig keinen Ihrer Angestellten mehr ins Haus zu schicken, außer wenn ich es wünsche. Ich bin erst kürzlich nach England zurückgekehrt, und wohne in Putney, bei der Mutter eines Ihrer Beamten, eines Mannes namens Ludlow. Er kam, auf Ihre Veranlassung scheint es mir, vor einigen Tagen zu mir, und benahm sich ungehörig."

„Das war sicherlich nicht seine Absicht."

„Ob Absicht oder nicht ist mir gleichgültig. Es kommt auf die Tatsache an." Er erhob sich zu seiner vollen Höhe. „Ich habe in Orten gelebt, wo man Menschen deutlich fühlen läßt, was man von ihnen denkt. Mr. Ludlow hätte kürzlich um ein Har erfahren, was ich damit meine. Guten Tag, Mr. Barnett."

Als Mr. Barnett danach den Schalterraum betrat, fragte sein Hauptkassierer eifrig:

„Nun? Ist er's?"

Diesmal war es der Direktor, dessen Gesicht zu einer ausdruckslosen Maske erstarrte.

„Was Mr. Robert Smithers anbelangt, so sind alle seine Schecks anstandslos zu honorieren, außer ich gebe Gegenauftrag", war seine ganze Antwort.

Von der Bank nahm Bruce seinen Weg nach der Safe Deposit Company in Shoe Lane. Dort gab er am Besuchsschalter seine Visitenkarte ab.

„Ich will Zutritt zu meinem Tresor haben — Stahlfach Nr. 226."

Der Angestellte warf einen Blick auf die Karte.

„Haben Sie den Schlüssel?"

„Ja."

„Schön. Bitte, schreiben Sie Ihren Namen hier ein." Der bezeichnete Platz befand sich in einem Buche, das einem Hotelregister glich.

Bruce tat, wie ihm geheißen, worauf der Angestellte das Buch nahm und damit verschwand.

Einen Augenblick später kam er wieder zurück mit einem Heft, das kuponartige Vordrucke enthielt. Einen davon füllte er aus.

„Sie waren schon lange nicht mehr hier, Mr. Smithers."

„Sehr richtig, und es kann eben so lange dauern, bis ich wiederkomme."

Der Angestellte warf auf Bruce einen raschen Blick, um sich zu vergewissern, daß in der Bemerkung des Besuchers keine Zurechtweisung lag. Dann überreichte er diesem den ausgefüllten Zettel. Einige Sekunden später durchschritt Bruce einen Korridor, der ihn in mancher Beziehung an eine Örtlichkeit erinnerte, die er vor noch nicht langer Zeit verlassen hatte. Schwere Türen an beiden Seiten und das klirrende Schlüsselbund, das sein Begleiter trug, erweckten in ihm peinliche Erinnerungen. Der Begleiter war indessen die Höflichkeit selbst. Er öffnete eine der Türen.

„Hier ist Ihr Tresor, Sir. Wünschen Sie ein Privatzimmer?" Bruce bejahte. „Sie können Nr. 14 haben. Hier den Korridor entlang, auf der rechten Seite. Brauchen Sie jemanden zum Tragen?"

Dies verneinte der junge Mann, worauf der Angestellte ihn verließ.

Die Riegel des Schlosses glitten zur Seite, und das Innere des Tresors enthüllte sich. Es war ganz von einer Stahlkassette ausgefüllt. Bruce zog sie heraus und trug sie in das Zimmer Nr. 14.

Dieses verdiente kaum seinen Namen. Es war nicht wesentlich größer als das Innere eines Wandschrankes, doch gab es darin einen Tisch, einen Stuhl und Schreibzeug. Bruce verschloß die Tür, dann prüfte er den Inhalt der Kassette.

Er war vielfältig. Obenauf lagen Aktien, Obligationen und andere Wertpapiere. Bruce würdigte sie nur einer flüchtigen Durchsicht. Oberflächlich geschätzt stellten sie einen Wert von etwa fünfzigtausend Pfund dar. Es waren durchaus marktfähige, leicht verkäufliche Papiere von den verschiedensten Unternehmungen. Edney war anscheinend ein Mann, dachte Bruce, „der es nicht für zweckmäßig hielt, alle Eier in einen Korb zu tun."

Unter den Papieren lagen Futterale, die wie Schmucketuis aussahen. Als solche stellten sie sich auch heraus. Sie waren gefüllt mit Ringen, Armbändern, Broschen, Ohrringen, Kolliers, besetzt mit den wertvollsten Edelsteinen. Bruce, der ein Kenner war, hielt den Atem an.

„Wo mag der Mann das alles her haben?" fragte er sich. „Und was ist das? Heiliger Strohsack!"

Der letzte Ausruf war laut ausgesprochen gewesen und galt einer kleinen, ledernen Schatulle, die bis zum Rande mit ungefaßten Brillanten gefüllt war.

Bruce war starr vor Staunen. Wenn er sie nicht als echt auf den ersten Blick erkannt hätte, würde er sie für geschickte Fälschungen gehalten haben. Nicht allein, daß ihre Zahl und Größe bemerkenswert war, aber jeder der Steine war vom reinsten Wasser, die meisten von der blauweißen Art. Wie kam der simple Bureauvorsteher eines provinziellen Rechtsanwaltes zur Anhäufung eines derartigen, mit großem Kennertum gesammelten Schatzes? Bruce war der Ansicht, daß weit mehr in Edney gesteckt hatte, als er angenommen. Wieviel dies war, wußte er damals noch nicht, ahnte es nicht einmal. Die Beweise lagen jedoch vor ihm in der Kassette, bisher unberührt und unbemerkt.

Von den in der Kassette verbliebenen Gegenständen fesselten vier — aus bestimmten Gründen — die Aufmerksamkeit des Beschauers ganz besonders.

Es waren Pakete, in grobes braunes Papier eingeschlagen und umschnürt. Eines davon war versiegelt. Bruce nahm es zur Hand und betrachtete die Prägung des Siegels. Sie stellte irgendein geheimnisvolles, einem Freimaurersinnbild ähnliches Zeichen dar. Geheimnisvoll war auch der Inhalt: ein Stoß von Blättern gefaserten Papieres.

Bruce zog eines dieser Blätter heraus und befühlte es.

„Banknotenpapier, wenn mich nicht alles täuscht", murmelte er. „Die Sache wird immer interessanter."

Die anderen Päckchen enthielten Banknoten. Fast jede Währung war darin vertreten, vorwiegend die englische, deutsche, amerikanische und französische. In dem Paket Pfundnoten waren Scheine von 5, 10, 25 und 50 Pfund, drei- bis vierhundert von jeder Sorte. Nach flüchtiger Schätzung war der Wert der englischen Scheine allein etwa 100 000 Pfund.

Wenn sie echt waren! Diese Frage drängte sich ihm unwillkürlich angesichts des leeren Banknotenpapiers auf. Wenn dieses nicht gewesen wäre, hätte Bruce auf die Echtheit der Scheine geschworen. Falls es Fälschungen waren, rührten sie zweifellos von einem ersten Künstler seines Faches her.

Mit dieser Frage beschäftigt, blätterte der junge Mann den Stoß Pfundnoten durch. Dabei fiel ihm eine Eigentümlichkeit auf. Jede Nummer war doppelt vertreten. Dieselbe Eigentümlichkeit stellte er auch bei den anderen Banknotensorten fest. Eingehendere Prüfung ergab, daß sie in Sorten von je hundert fortlaufend numeriert waren, daß aber jede Serie zweimal vorkam. Dies war entscheidend. Es konnte sich nur um Fälschungen handeln.

Der nächste Gegenstand, den Bruce zur Hand nahm, der größte von allen, war eine dunkelgrüne Lederschatulle. Sie trug Siegel auf allen Seiten, mit demselben geheimnisvollen Zeichen versehen wie das erste der braunen Päckchen. Bruce betrachtete die Siegel genau, bevor er sie zerstörte, um die Schatulle zu öffnen.

„Was mag darin sein?" fragte er sich, als er auf den Knopf drückte, der den Deckel freigab. „Vielleicht diesmal zur Abwechslung eine Sammlung gefälschter Goldmünzen?"

Diese Vermutung ergab sich aus dem Gewicht der Schatulle, blieb jedoch weit vom Ziel ab. Was die Schatulle so schwer machte, war ein Stoß von Druckplatten für Banknoten, jede in Ölpapier eingeschlagen. Bruce sah eine nach der anderen an, sein Lächeln wurde dabei immer grimmiger.

„Entzückend", murmelte er, „geradezu idyllisch."

Während er die Druckplatten und Banknoten einpackte, legte er sich im Geiste den Sachverhalt zurecht. Die Banknoten waren falsch. Möglicherweise auch die Wertpapiere. Unzweifelhaft echt waren dagegen die Edelsteine. Wo konnten sie herstammen? Aus dem Schmuck schöner Frauen oder den Safes von Juwelenhändlern? Daß Edney sie im Bureau eines Provinzrechtsanwaltes gefunden hatte, war höchst unwahrscheinlich. Es war der Mühe wert, darüber Nachforschungen anzustellen. „Ich werde mein Leben, wenigstens einen Teil davon", sagte sich Bruce, „darauf verwenden, den Schaden wieder gutzumachen, den Edney angerichtet hat. Liegt Sühne auf diesem Wege? Gibt es darin reinigende Feuer?"

Als letzter Gegenstand verblieb ein kleines Notizbuch. Es war mit Zahlen und Aufzeichnungen in Geheimschrift gefüllt. Sodann befanden sich darin Reihen geheimnisvoller Buchstaben, die wie chemische Formeln aussahen. Nur auf einer Seite fand der junge Mann etwas, was er lesen konnte, eine Liste von Namen. Es waren ihrer sieben: August Chaffing, Bill Hammick, Samuel Waterson, Gustav Kornberg, Philipp Fertum, Linkman und Sam Brown. Hinter dem letzten Namen stand ein Fragezeichen in Klammern.

Als Bruce eine Viertelstunde später das Gebäude der Safe Deposit Company verließ und seinen Weg gegen Fleet Street nahm, wurde er von jemandem, der am Eingang gewartet zu haben schien, angesprochen. Es war ein kräftiger untersetzter Mensch, der aussah wie ein Boxkämpfer. Der Mann trug einen abgeschabten Anzug von lebhaftem Würfelmuster. Die Stimme, mit der er sprach, nur heiser zu nennen, wäre ein Kompliment gewesen.

„Entschuldigen, Herr, heißen Sie Smithers?"

Bruce betrachtete den Mann von oben bis unten. Was er sah, gefiel ihm nicht.

„Ja."

Die nächste Bemerkung des Fremden war einigermaßen überraschend. Sie bestand aus einer Reihe von Flüchen. Dann fügte er hinzu:

„Ich will mich hängen lassen."

„Tatsächlich?" murmelte der junge Mann. „Schade um den Strick. Leider kann ich nicht sehen, was mich das angeht."

„Sie wollen also behaupten, der Bob Smithers zu sein, dem der Safe Nr. 226 gehört?"

„Darf ich fragen, warum Sie dies interessiert?"

„Warum es mich interessiert? Da hört sich verschiedenes auf. Wer, zum Teufel, sind Sie eigentlich?"

Der Mann stieß dies mit einer Wut hervor, die eindrucksvoll und ungekünstelt war. Bruce lächelte nur.

„Ich gehe jetzt in dieser Richtung", sagte er, mit dem Spazierstock gegen Fleet Street deutend, „und Sie nach der anderen. Sodann ersuche ich Sie, nicht mehr mit mir zu sprechen."

„Ich soll nicht mehr mit Ihnen sprechen? Was, zum Henker, bilden Sie sich ein? Ich werde mit Ihnen reden, solange ich will."

„Vielleicht werde ich später dieses Vergnügen haben, im Augenblick keinesfalls." Damit wandte sich Bruce gleichmütig zum Gehen. Der Fremde folgte.

„Hören Sie, Herr."

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen. Wenn Sie mich noch weiter belästigen, rufe ich einen Schutzmann."

„Sie rufen einen Schutzmann? Sie? Das ist die Höhe."

Bruce setzte lächelnd seinen Weg fort. Der andere schlurfte nebenher. Unweit davon stand ein Schutzmann, der das ungleiche Paar neugierig betrachtete. Bruce winkte ihm mit seinem Spazierstock, worauf der Schutzmann näher kam. Der Fremde sah es und wandte sich scharf um.

„Na schön, mein feiner Herr", sagte er. „Dann heißt es also „Messer" zwischen uns."

Darauf setzte er sich nach der anderen Richtung in Marsch, eine Bewegung, die so rasch war, daß sie jeden Augenblick in Lauf überzugehen schien. Nach etlichen weiteren Schritten trat der Schutzmann an Bruce heran.

„Schon gut“, sagte dieser lächelnd. „Der Mann hat mich offenbar für einen Bekannten gehalten, aber vielleicht ist er eher ein Bekannter von Ihnen. Fast möchte ich dies aus der Eile, mit der er sich entfernt hat, schließen.“

„Würde mich nicht wundern“, antwortete der Riese in der blauen Uniform. „Ich habe allerlei Bekannte hier in dieser Gegend, die sich stets davonmachen, wenn sie mich sehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Humor als Waffe.

Von Wilhelm Hegeler.

Auf einer geistigen Abrüstungskonferenz — falls man eine solche für nötig halten sollte! — würde die Frage, welche Waffen dem Angriff und welche der Verteidigung dienen, einfach zu entscheiden sein: des Witzes kann man sich zum Angriff wie zur Verteidigung bedienen, das Wesen des Humors aber besteht darin, eine Verteidigungswaffe zu sein ...

Von welcher Art sie nun des näheren ist, das läßt sich schwer mit wenig Worten sagen. Die deutschen Philosophen haben darüber lange gelehrte und gänzlich humorlose Abhandlungen geschrieben. Selbst Jean Paul wird von etwas pedantischem Tiefsinn, wenn er äußert: „Der Humor als das umgekehrt Erhabene vernichtet nicht das Einzelne, sondern das Endliche durch den Kontrast mit der Idee.“ Bei aller Dunkelheit liegt darin doch der richtige Gedanke, daß die Wirkung dieser Waffe vorzüglich darin besteht, den Gegner zu entwaffnen. Und deshalb möchte ich den Humor mit dem Zauberhorn Hüons vergleichen: Bei seinem Schall erstarrt der Feind zuerst, und dann beginnt er zu tanzen. So ist es in der Tat. Durch eine einzige Geste, durch ein kleines gelungenes Wort vermag der Humor den Gegner gründlicher kampfunfähig zu machen, als durch den fürchterlichsten Kinnhaken. Aber wohlgemerkt: das Ende des Kampfes bedeutet zugleich die Versöhnung.

Mit versöhnender Offenherzigkeit hat, ich weiß nicht, welcher Engländer gesagt: Als Ausgleich für unsern unerträglichen Dünkel schenkte Gott uns den Humor. Aber ich glaube, nicht nur für die Engländer und nicht allein des Dünkels wegen wäre die Welt unerträglich ohne das Gnadengeschenk des Humors.

Immerhin sind die Engländer vorzügliche Pfleger des Humors. Im „Kapitän Braßbound“ gibt es eine Szene, welche die Art, wie der Humor kämpft und siegt, wundervoll erhellt. Der ehrenwerte englische Richter, Sir Howard, ist mit seiner Schwägerin auf einem Ausflug ins Innere Marokkos in die Gewalt des Piratenkapitäns Braßbound geraten, dessen Mutter Sir Howard vor Jahren aufs tiefste gekränkt hat. Braßbound ist noch immer ganz entflammt von seinem Haß. Das Leben der beiden hängt kaum an einem Haar. Aber während er sich mit wilden Worten im Vorgeschmack seiner Rache berauscht, bemächtigt sich die liebenswürdige und menschlich weise Schwägerin seiner Jacke und beginnt still und eifrig ihm die Knöpfe anzunähen, da sie es nicht mit ansehen kann, wie ein stattlicher Mann so zerrissen herumläuft. — — Was den blutrünstigen Kapitän einigermaßen in Verwirrung und aus dem Konzept bringt! Ein paar Nadelstiche, ein gutes, mütterliches Lächeln, und die unheilgeladene Situation ist entspannt ...

Aber wenn die Engländer den Humor auch besonders gepflegt haben, seine Handhabung als Waffe ist doch viel älter als sie, beinahe so alt wie die Welt selbst. Ich glaube, daß in der Stunde, wo der schmerzliche Unterschied zwischen den glänzenden Entwürfen seiner Träume und den oft so fragwürdigen Hervorbringungen der Wirklichkeit dem Menschen zum Bewußtsein kam, wo er einsehen mußte, wieviel Dummheit, Lüge, Gewalt und alles Scheinwesen in der Welt vermögen — daß in dieser Stunde auch das Heilserum des Humors entdeckt wurde. Humor verträgt sich nicht nur mit einer tiefen und ernsten Lebensauffassung, sondern setzt sie voraus. Sein Lächeln taucht tief unter die Oberfläche des bloßen Spaßes in die Gründe tragischer Erkenntnis.

Darum hat selbst der göttliche Meister des Wortes diese Waffe nicht verschmäht. Als ein Pharisäer ihm die verfängliche Frage über die Entrichtung der Steuern stellt, entwaffnet er ihn durch den Hinweis auf das Geldstück, und sein zürnendes Antlitz, wie Tizian es im Bilde des Zinsgroschens festgehalten hat, wird sich dem Beschämten gegenüber in den Ausdruck milden Humors verwandeln, zwischen Ernst und Lächeln schwebend, voller Wissen um alle menschlichen Untergründe und voll verzeihender Liebe.

Die sinnige und gemütvolle Wesensart der Germanen brachte sie in besonders innige Beziehungen zum Humor. Wie sehr die Helden blutigen Schwertkampfes auch die vom schalkhaften Witz, von der Überlegenheit anmutigen Scherzes errungenen Siege zu schätzen wußten, beweisen ihre Tierfabeln und Märchen. Und es gibt wohl kaum eine ragende Gestalt deutscher Geschichte, deren machtvoller Ernst nicht gelegentlich von spielendem Lächeln verklärt würde. Luther wie Bismarck waren Meister humorvoller Schlagfertigkeit. Wie treffend und souverän ist Bismarcks Äußerung, als die Französische Regierung in den achtziger Jahren einen General zum Kriegsminister machen wollte, der trotz seines Ehrenwortes aus deutscher Kriegsgefangenschaft geflohen war. In Deutschland herrschte große Entrüstung, die Zeitungen schrieben von diplomatischen Schritten, aber Bismarck erledigte den Fall mit den einfachen Worten: „Wenn den Franzosen der Mann gut genug ist, uns kann er recht sein.“

Daß der Humor eine ausgezeichnete Waffe gegen die Furcht ist, wußten schon die alten Griechen. Als ihnen bei Thermopylä gesagt wurde, der Feinde seien so viele, daß ihre Pfeile die Sonne verfinstern würden, erwiderte ein Spartaner: „Desto besser! So werden wir im Schatten kämpfen.“ Das Wort ersetzte ganze Hundertschaften von Hopliten. In neuerer Zeit ist Blücher recht eigentlich das Vorbild des heldischen Draufgängers. Im Zivilleben war er bereits ein etwas steifbeiniger, alter Herr, als aber sein König ihn rief, verjüngte er sich um Jahrzehnte. Die Not gab ihm neue Kräfte; je dunkler die Wolken drohten, desto heller blitzte sein Mut und sein Humor. Als in einem französischen Schloß, wo er zu Mittag speiste, die Kanonenkugeln so bedrohlich einschlugen, daß der Kalk von der Decke rieselte, verlor ein Herr seiner Umgebung etwas von seiner rosigen Gesichtsfarbe. „Das Schloß gehört wohl Ihnen“, fragte ihn der Alte, „weil Sie so blaß werden?“

Im Lebenskampf überhaupt bedeutet der Humor eine unentbehrliche Waffe. Darum ist es kein Zufall, daß die Deutschen, die immer hart haben ringen müssen, neben den Engländern die ersten Waffenmeister des Humors geworden sind. Wollte man diesen Nothelfern im Himmel einen Ehrensaal einräumen, so könnte man neben Shakespeare und Cervantes, neben Sterne und Dickens die vier deutschen Meister Jean Paul und Raabe, Reuter und Wilhelm Busch ruhig an einen besonderen Ehrentisch setzen. Der Humor Jean Pauls und Raabes ist am meisten dem der Engländer verwandt, er ist das Lächeln, das zwischen Tränen aufblitzt. Der Humor Reuters aber quillt unmittelbar aus dem Leben. Seine prachtvollen Bauern kommen wirklich vom Acker her; viele seiner Figuren sind aus der Welt des Buches in die des Lebens übergegangen und ihren Lesern liebe, vertraute Freunde geworden. —

Gegenüber diesen dreien nimmt Wilhelm Busch eine Sonderstellung ein. Er hat, zeichnend und dichtend, die Philisterwelt seiner Zeit in einem Vexierspiegel aufgefangen und ihre intimsten Geheimnisse durchs Megaphon verkündet. Aber seien wir ehrlich, ist es nur der Philister seiner Zeit, ist es nicht der ewige Philister, den er aufs Korn genommen hat? Und steckt von diesem ewigen Philister nicht etwas in uns allen? Gewiß, der Schmerbauch des Herrn Knopp ist selten geworden, und die frommen Helenen von heute sehen anders aus. Aber sind die Wahrheiten, die er in klassischer Form geprägt hat, heute nicht ebenso wahr wie zu seiner Zeit? Die Wahrheit zum Beispiel:

„Das Gute, dieser Satz steht fest,
Ist stets das Böse, was man läßt.“

Wir hören nicht auf, diese lachenden Wahrheiten zu zitieren, denn den Humor können wir nicht entbehren, solange Knopps Stoßseufzer seine Berechtigung hat:

„Ach, so denkt er, diese Welt
Hat doch viel, was nicht gefällt.“

Hindenburg spricht noch immer!

Wenn sich am 2. Oktober in allen deutschen Landen die Flaggen auf Halbmast senken, dann wird im Tannenberg-National-Denkmal der greise Heros des deutschen Volkes, der Befreier Ostpreußens zur letzten Ruhe beigesetzt. Seit über einem Jahr ruht Hindenburg an jener Stätte, von der aus in den heißen Tagen des Augusts 1914 zum ersten Male sein Name durch alle deutschen Gaue flatterte . . .

*

August 1914. In der Kreisstadt Osterode lag das Hauptquartier. Von hier aus wurde die entscheidende Schlacht gegen die Mordpest der russischen Dampfwalze geschlagen. Auf dem geräumigen Marktplatz, um den einst deutsche Siedler die ersten Häuser bauten, nachdem der Deutschritterorden das Land erobert hatte, stand die Standarte der Oberkommandierenden, lagen auf Tischen ausgebreitet die Generalstabskarten, kamen und gingen die Ordonnanzen.

Die Russen sind geschlagen. H i n d e n b u r g, der die letzte Phase vom Feldherrnhügel bei Frögenau geleitet hat, ist nach Osterode zurückgekehrt. Mit seinen Adjutanten hat er sein Hauptquartier aufgesucht. Noch ist der Öffentlichkeit nichts bekannt. Der Wirt des Hotels eilt an seinen Tisch — da beschwert sich ein Zivilist, daß jener Tisch schneller bedient wird als der seine. Der Wirt beachtet ihn nicht. Er hat in dieser Schlacht den Sohn verloren, und Hindenburg scheint es zu wissen, denn er drückt ihm ernst und schweigend die Hand. Aber der Zivilist gibt keine Ruhe. Da zuckt ein Lächeln über das Gesicht des Wirts und er fragt laut: „Dort sitzt der Oberkommandierende, der eben die große Schlacht gewonnen hat, Hindenburg. Wollen Sie vor ihm bedient werden?"

*

Von der Straße fällt Licht ein, Licht, das aus tausend Kerzen brennt; die Stadt feiert die Befreiung, und kein Fenster gibt es, das nicht im Glanz der Illumination erstrahlte. Da kommt der Adjutant mit einer Karte, auf der die Schlacht von Tannenberg dargestellt ist, jene Schlacht, die der Deutschritterorden 1410 verlor. Hindenburg betrachtet das Bild schweigend, schaut auf den Marktplatz hinaus, auf dem die Munitionswagen mit dem Nachschub aufbrechen, und schreibt an den Kaiser eine Depesche: „. . . Eure Majestät bitten, die Schlacht nach dem Orte Tannenberg nennen zu dürfen . . ." Und von der gleichen Stunde ab sind der Name Hindenburg und Tannenberg für immer miteinander verbunden, sind für das deutsche Volk e i n Begriff.

*

Als nach trüben Jahren des Niedergangs bei dem Orte Hohenstein im Kreise Osterode des Tannenberg-Denkmals Grundstein gelegt wird, da betritt Hindenburg seit langem zum ersten Male wieder ostpreußischen Boden. Die hehre Gestalt schreitet, noch immer ungebeugt, die langen Reihen der Ehrenabordnungen ab. Und als das Nationaldenkmal geweiht wird, da spricht Hindenburg, nun Reichspräsident des deutschen Volkes, die bedeutsamen Worte, die zum ersten Male nach Jahren der Unterwürfigkeit der Welt sagen, daß Deutschland noch Männer besitzt, denen die Ehre höchstes Gut ist; es sind die Worte, die eindeutig und klar betonen, daß sich Deutschland von jeder Schuld am Kriege frei weiß. Sie stehen, in Bronze gemeißelt, am rechten Grundpfeiler des Eingangstores und künden auch fernen Geschlechtern, daß es auch in den Tagen der Not Männer gab, die für die geschichtliche Wahrheit einzutreten gewillt waren.

*

Wurde das Tannenberg-Denkmal nun Wallfahrtsort für die Deutschen, so erlebte es den Höhepunkt seiner tief innerlichen Bedeutung erst an jenem 2. August des Jahres 1933, als der Führer Adolf Hitler mit dem preußischen Ministerpräsidenten Hermann G ö r i n g, mit den Mitgliedern der Nationalsozialistischen Reichsregierung dem Reichspräsidenten die Ehre erwiesen, die ihm als dem großen Heerführer gebührte. Hunderte blutroter Fahnen wehten auf den Wehrgängen, und die gesamte SA Ostpreußens war auf dem Stadion hinter dem Denkmal aufmarschiert, um zum ersten Male im Dritten Reich dem Generalfeldmarschall zu huldigen. Die Ostlandtreuefahrer, die aus allen Teilen des Reiches herbeigeeilt waren, gaben in ihren Nationaltrachten einen bunten Rahmen. „Der Alte vom Preußenwald", so hieß Hindenburg von nun ab, als man ihm sein Stammgut Neudeck und das von Langenau übereignet hatte, frei aller Staatsabgaben, solange männliche Erben den Namen Hindenburg tragen.

*

Trotz seiner Größe und aller Ehrungen ist Hindenburg immer einfacher, schlichter Mensch geblieben. Bezeichnend dafür ist eine jener kleinen Episoden, die in dem kleinen Kreise seiner Vertrauten auf Schloß Neudeck erzählt werden. Im Frühjahr des vergangenen Jahres fuhr Hindenburg noch einmal nach Berlin, um die Beglaubigungsschreiben zweier auswärtiger Diplomaten entgegenzunehmen. Immer, wenn er von der Heimat in die Reichshauptstadt fuhr, nahm er sich eines seiner geliebten westpreußischen Landbrote mit. An jenem Morge hatte man vergessen, es einzupacken. Der Reichspräsident, ohne ein Wort zu sagen, holte sich das Brot, schlug es in eine der nächst liegenden Zeitungen ein und nahm es unter den Arm, um so seinen Wagen zu besteigen. Mit den Worten: „So sollten die mich mal in Berlin sehen . . .", winkte er seinen Enkelkindern, die ihm die Liebsten auf Schloß Neudeck waren, Abschied.

*

Nur wenige Wochen danach stand Deutschland im Zeichen tiefster Trauer. Von Neudeck bis zum Tannenberg-Denkmal bildete Ostpreußens Bevölkerung Spalier, um von ihrem Heros Abschied zu nehmen. „Wer seinem Volke so die Treue hielt wie er, soll nie vergessen sein", so hallten die Worte des Führers über die Tausende hinweg, die im weiten Rund des achttürmigen Denkmals entblößten Hauptes trauerten. Fürwahr, Hindenburg ist allen unvergeßlich. Wenn man an diesem 2. Oktober abermals in ganz Deutschland am Rundfunk die Ehrenfeier miterlebt, wenn der tote Marschall inmitten seiner Soldaten, die ihm im Tode voraufgingen, zur letzten Ruhe gebettet sein wird, dann ziehen vor den geistigen Augen die Jahre vorüber, in denen Hindenburg dem deutschen Volke unermeßliche Opfer darbrachte. Und wir grüßen den Mann, der als erster nach dem Weltkrieg seine eigene Ehre für Deutschlands Ehre einsetzte und ihm damit seine Würde zurückgab, die es selbst allzuleicht aus den Händen gelassen hatte.



Lustige Ecke



Paul und Pauline sind seit einer Ewigkeit verheiratet. Pauline bräbelt vor sich hin: „Das Leben ist ungerecht — der eine bekommt alles Schöne und Gute, der andere bekommt nur Schlechtes und Häßliches!"

Paul nickt: „Stimmt. Unsere Ehe ist der beste Beweis dafür; du hast mich bekommen, ich aber nur dich!"

*

Wanda weinte: „Immer hackst du auf meiner Mutter herum! Immer schimpfst du auf sie! Was hast du ihr denn vorzuwerfen?"

Der Ehemann brummte: „Dich!"

*



„Mensch, rück aus, der Löwe ist frei! — „Ne, hier im Käfig bin ich am sichersten."

Verantwortlicher Redakteur: M a r i a n H e p k e; gedruckt und herausgegeben von A. D i t t m a n n T. z o. p., beide in Bromberg.